



Silvio Blatter
Eine unerledigte Geschichte

Silvio Blatter

Eine unerledigte Geschichte

Roman

FRANKFURTER  VERLAGSANSTALT

Für Petra Amerell

MIT SICH INS REINE KOMMEN

Ich kam von Berlin zurück, von der feierlichen Verleihung des Europäischen Filmpreises, und war so in meine Gedanken vertieft, dass ich zunächst nur farbige Bewegungen und Stimmen wahrnahm und erst reagierte, als die Kinder mir lachend entgegenliefen. Ich blieb stehen, leicht amüsiert. Da versperrten sie mir den Weg. Ein dünnes Mädchen zeigte mit dem Finger auf mich. Ich dachte, mit meinen Kleidern sei etwas nicht in Ordnung, aber das war nicht der Fall: Schuhe, Lederjacke, Seidenschal, der übliche Rollkoffer, den ich hinter mir herzog, alles war perfekt. Das Mädchen streckte mir die von Lakritz geschwärzte Zunge heraus, ein sommersprossiger Junge reckte den Mittelfinger hoch. Mir fiel auf, wie kompakt die Kinder trotz ihrer lockeren Gelenke waren und wie kurz ihre Schatten. Die Sonne stand hoch über der Stadt, der vorwinterliche Himmel wirkte trotz seiner Bläue schwer. Hätte es schon geschneit, würden die Kinder bestimmt mit Schneebällen nach mir werfen. O Mann, was glotzt du so blöd! rief ein größeres Mädchen, sie war vielleicht zwölf. Das alberne Getue der Kinder hatte mich verstimmt, ich wollte mich auch nicht länger aufhalten lassen.

Macht Platz da! herrschte ich sie an.

Zwei Jungen waren plötzlich hinter mir, traten mit den Füßen meinen Rollkoffer um. Der Griff glitt mir aus

der Hand. Ein Mädchen schnappte sich den Bügel und schleppte mein Reisegepäck ab, um es nach ein paar Schritten achtlos stehen zu lassen. Die Kinder rannten feixend davon. Ich atmete auf, holte den misshandelten Koffer zurück und ging in plötzlicher Eile auf der nun stillen Straße weiter. Die Wohnhäuser kamen mir wie versiegelt vor, abweisend. Nirgendwo zeigte sich Leben, Türen und Fenster geschlossen. Karge Vorgärten mit kümmerlichen Büschen und niedergetretenem Gras, das hellgelb verfärbt war. Vom See her wehte der Wind.

Nach einer in Berlin verbrachten turbulenten Woche bog ich in die kleine Strasse ein, in der mein Haus stand, ockerfarben mit blauen Fensterläden und schwarzen Scheiben, in deren unscharfer Spiegelung ich mit einem Mal sah, wie unvergleichlich schön das Licht heute war.

Ich schloss die Tür auf, trat in den Flur, in das gewohnte Ambiente mit dem vertrauten Geruch. Niemand erwartete mich, seit gut zwei Jahren kehrte ich nach jeder Reise in ein menschenleeres, genauer: frauenloses Haus zurück. Julia hatte mich verlassen. Sie war zuerst nur für ein paar Wochen ausgezogen und dann definitiv nicht zurückgekehrt. Vor dem Flug nach Berlin hatte sie mir einen Besuch angekündigt. Sie wollte einige Kartons abholen, die noch im Keller standen, ohne dass ich davon wusste. Sie hoffe, nicht zu stören, sagte sie kühl, sie werde mich nicht lange behelligen.

Meine Exfrau hatte seit Monaten nichts von sich hören lassen. Inzwischen war sie die Geschäftspartnerin meines Bruders und auch dessen Geliebte geworden. Ich hatte

mich in meinem neuen Leben eingerichtet und wollte sie gar nicht mehr im Haus haben. Unsere Liebe war erkaltet, war Asche. Dennoch machte es mich beklommen und nervös, auf Julia zu warten. Dass die so weit zurückliegende Geschichte mir immer noch weh tun konnte, war leider Tatsache. Ich verwünschte sie, empfand dabei aber nicht nur Groll, sondern auch Scham. Und obwohl ich in Berlin anlässlich des Europäischen Filmpreises von der Akademie eben als bester Komponist ausgezeichnet worden war, befiel mich eine diffuse Untergangssahnung.

Anfang Dezember. Letzte, knusprig anmutende Blätter schwebten zwischen den Häuserreihen zu Boden. Sie waren wie angenehme Pausenzeichen im Tag. Unablässig klingelte das Telefon, ständig rief jemand an, um mich zu beglückwünschen oder einen Termin zu vereinbaren. In dieser ersten Woche nach dem Preis verließ ich das Haus nur, wenn es unbedingt nötig war. Ich ging Getränke und Fertiggerichte kaufen oder besuchte ein Restaurant am See, wo ich aß und meinen Wein trank, allein, doch immer in Erwartung eines musikalischen Einfalls, eines bestimmten Tons, einer Klangidee, die sich notieren oder im Gedächtnis behalten ließ. Ich hatte den starken Wunsch, die freie Zeit zwischen zwei Filmen zu nutzen, um endlich meine eigene Musik zu schreiben. Doch die Berliner Ehrung stimulierte mich nicht, statt Genugtuung empfand ich nur Leere. Unruhig lief ich in meinem Haus hin und her, blieb, die Hände auf dem Rücken, am Fenster stehen und schaute

erwartungsvoll auf die Straße hinunter, als ob von da die Lösung spaziert käme, oder starrte in die Scheibe, die mich etwas verzerrt spiegelte, als sei mein Körper in der Doppelverglasung eingesperrt. Ich blickte durch mein Spiegelbild hindurch auf die Reflexe farbigen Lichts auf den Autos und beobachtete kleine Vögel, Kohlmeisen, die im japanischen Kirschbaum herumturtelten und in plötzlicher Panik wegstoben, um nach der Flucht wieder ins schwarze, starre Geäst zurückzukehren, planlos, wie mir schien, in der genetischen Programmierung stärker gefangen als in einem Käfig.

Dass auch die Liebe ein Verfallsdatum haben kann, wollte ich noch nicht einmal dann wahrhaben, als Julia schon ausgezogen war. Max Dischler, der Produzent, für dessen Filme ich Musik komponierte und der auch mein Freund war, brachte es auf den Punkt: Mein lieber Eric, du trauerst deinem Leben nach, als sei es schon gelebt. Dabei liegt es noch vor dir. Max Dischler war immer im Glauben, das Beste komme erst, es stehe einem noch bevor und man habe noch alle Zeit der Welt. Lass endlich los, sagte er, sieh es ein, Julia kommt nicht zurück, das ist aus und vorbei.

Bei unserer Trennung saß ich Julia mit gequälten Erwartungen gegenüber, von ihrem Redeschwall überflutet, ich wusste nicht, wie mir geschah, noch was in sie gefahren war, ich starrte auf einen sprechenden Mund, wie er sich bewegte, ein rot bemalter Muskel. Um mich zu schützen, stellte ich mir vor, er sendere Sprechblasen ohne Ton ab.

Julias draufgängerischer Mund gab mir Rätsel auf, Münder überhaupt: Sie redeten, aßen, machten dies und das, nahmen auf, spuckten aus, es war einem Mund nie anzusehen, was er eben getan hatte. Julia forderte in der Sekunde die Scheidung und ihr Mund war danach nicht zu unterscheiden von einem Mund, der eben geküsst hatte oder geküsst worden war. Ich fixierte Julias Mund, wie fein gerippt er war, Lippenstift floss in die Fältchen. Während sie redete und redete und ich sie anschaute und nüchtern feststellte, wie sich ihre Schönheit während der Tirade verflüchtigte, hatte mich das Untergangsgefühl zum ersten Mal gestreift.

* * *

Julia trug einen sportlichen Hosenanzug, schiefergrauer Flanell, und eine Rüschenbluse, deren Farbe mich an Vergissmeinnicht erinnerte. Ganz Geschäftsfrau breitete sie Papiere auf dem Tisch aus, die zu unterschreiben ich vorsätzlich verschlampt hatte. Unsere Scheidung lag jetzt bald ein Jahr zurück. Es reizte mich dennoch, Julia mit eifersüchtigen Fragen zu behelligen, um herauszufinden, was an meinem tüchtigen Bruder dran war, das mir fehlte. Das blasse Blau ihrer Augen wirkte überheblich und kalt, so hatte ich sie noch nie gesehen. Bestimmt bewunderte Julia die Lebenseinstellung meines Bruders, sie musste ihr zielstrebigere erscheinen als meine. Ben handelte verantwortungsbewusster und vernünftiger, es glückte ihm, das Leben wie einen extra für ihn geschneiderten Anzug zu tragen.

Wir haben einander nicht glücklich gemacht, sagte

Julia. Sie besaß die Nonchalance, Dinge, die mir auf der Zunge lagen, aber peinlich waren, an meiner Stelle laut auszusprechen. Und dann kam sie auf meinen Bruder, ihren Liebhaber, mit dem sie mich verglich. Benjamin ist mit sich im Reinen, rieb Julia mir unter die Nase. Sie schaute mich an, steif, ohne zu lächeln. Und ich etwa nicht? Sie schüttelte energisch den Kopf. Nein, Eric, du nicht! Ihr Mund blieb leicht geöffnet, sie hatte Speichelbläschen an den Zähnen. Julia legte die Hände um die Tasse. Das hatte mich immer gestört, ihre unglaublich kleinen Hände, solch winzige Hände genügten nicht einmal, um das eigene Gesicht zu bedecken.

Am anderen Tag saß ich im verqualmten und unaufgeräumten Büro meines Produzenten. Ich redete schnell, wie meistens, wenn ich etwas rekapitulierte. Max Dischler saß mit verschränkten Armen, reglos wie eine Statue, inmitten von vollen Ordnern, DVDs, CDs, Videos und schmalen Büchern. Er hörte mir scheinbar unbeteiligt zu, rührte sich erst, als ich ihm eröffnete, ich plane eine längere Auszeit zu nehmen. Ich bin angeschossen, Max, hörte ich mich sagen. Spontan, aber im Ton, als breite ich einen sorgfältig überdachten Plan vor ihm aus, erzählte ich Max, ich sei fest entschlossen, weit weg, am besten in Kalifornien, die Musik zu schreiben, die ich schon immer hatte schreiben wollen, wegen seiner Auftragsarbeiten jedoch stets aufgeschoben hatte.

Konzertmusik? Kleine Sonaten? Soll das ein Witz sein?

Der Freund lachte mich aus, seine makellosen Zähne

bleckten mir entgegen: Du hast die Filmmusik satt? Habe ich richtig gehört? Er war jetzt ungehalten. Du lebst doch ganz gut davon. Seine Pupillen glänzten wie nasse Kohle. Mir fiel auf, dass im Büro noch immer Berliner Blumenbinde herumstanden, es roch süßlich. Eric Neuhaus hat also den Drang zu Höherem. Max Dischler schloss die Augen: Ich dachte, du hättest diese Kinderkrankheiten schon längst ausgeschwitzt. Wohl um sich zu fassen, ordnete er ein paar Dinge auf seinem Schreibtisch neu, legte Kugelschreiber, Farbstifte, Klammern akkurat gerade hin, stellte das Telefon beiseite, schob einen Brieföffner, einen Stein, den er aus der Wüste Gobi mitgebracht hatte, und anderen Kram weg, bevor er die Ellenbogen aufstützte und die Hände wie zum Gebet faltete. Seine Fingernägel waren sorgfältig manikürt und hatten schöne Halbmonde. Moderne Musik, pah! Kakophone Sonaten werden in kleinen Sälen aufgeführt, vor leeren Rängen, zog er mich auf. Mach dich doch nicht zum Gespött der Leute.

Einige Zeit später flog ich nach Kalifornien. Erleichtert, erschöpft, auf jeden Fall mit nur wenig Gepäck.

In San Diego wohnte ich im Stadtteil La Jolla. Mittelständische Umgebung, Dattelpalmen überragten vornehm die Gebäude, Pelikane zogen über die Dächer hinweg, 577 Hermosa Avenue, auf den Rasenflächen lagen Orangen, die niemand aufhob, schon gar nicht die mexikanischen Gärtner, die hier mit Buschmesser und Heckenschere Ordnung schafften, mit klobigen Zangen Sprinkler

installierten, damit die Sonne das Gras nicht verbrannte und auch nicht die gummiartigen Rosen oder Hyazinthen und die wächsernen Lilien. Elegante Drosseln benutzten das marmorne Vogelbecken in meinem Garten. Sie hatten rote Schnäbel und gleichfarbige Füße und schüttelten nach dem Bad die blauen Flügel aus, kein Tropfen blieb am Gefieder haften. Meine Nachbarn waren freundliche Amerikaner mit imposanten Automobilen. Leise schnurrte der Motor, wenn sie durch die leere Straße zum Supermarkt fuhren, um Orangensaft von Mother Goose zu kaufen.

In meinem Studio mit Ausblick in einen gepflegten Garten mit fleischigen Orchideen, in deren Kelche Kolibris die Schnäbel stachen, arbeitete ich nun an meinen Sonaten. Über Jahre hinweg, viel zu lange, hatte ich das Projekt immer wieder aufgeschoben und nur Material gesammelt. Wenn die Arbeit stockte, las ich die Biografie des Komponisten Friedrich Smetana. Ein Kapitel behandelte sein letztes Streichquartett. Er hatte es als tauber Mann geschaffen: in meinem Alter und schon taub. Ich höre nichts, soll Smetana geklagt haben, ich höre absolut nichts mehr, ich habe nur Gestöber im Kopf. Dennoch glückte ihm ein göttliches Quartett.

Von den Chocolate Mountains her, die ein paar Meilen hinter dem Haus begannen, kamen nachts die Waschbären. Sie fielen in die Gärten ein, durchwühlten Abfalltonnen und raufte mit Katzen. Auch Gürteltiere tauchten auf, ich hörte sie fauchen, ihre Krallen kratzten über den Asphalt, und sobald eines in den Scheinwerfer eines Autos geriet, stellte es sich tot.

Ich hatte mir jede Störung verboten. Neue Aufträge kamen überhaupt nicht in Frage, das Sabbatical war notwendig, es musste mich und meine Sonaten voranbringen. Ich wünschte leidenschaftlich, sie zu schreiben und im Konzertsaal zu hören. Das hast du in deinem Leben noch zu leisten, das fehlt dir noch, sagte ich mir. Dein ältester Traum, ein auch jetzt noch erfüllbarer Traum. Du bist es dir schuldig, trieb ich mich an und dachte, dass es die Filmmusik gewesen war, die mich unbefriedigt gelassen hatte, ich war überzeugt, mein innerer Frieden hänge von den Sonaten ab. Nach langen Stunden des Schreibens war ich manchmal derart umwölkt, dass ich glaubte, das Werk sei vollendet, bald spiele ein Pianist meine Sonaten in der Philharmonie und eine Sängerin verziere sie mit Koloraturen, perlend, wie Kohlensäure stilles Wasser.

Von meinem Haus bis zum Sandstrand, dem breiten flachen Streifen, waren es nur ein paar Minuten. Ich fuhr zwei- oder dreimal in der Woche dorthin, das Meer war mir wichtig, der Raum voller Licht und der Geruch nach Salz. Ich ging so nah wie möglich am Wasser, manchmal barfuß darin watend, jeweils eine knappe Stunde, bis zu einem türkisfarbenen Sommerhaus mit weißen Fenstern, und kehrte auf derselben Strecke neben den eigenen Fußstapfen zum Ausgangspunkt zurück, der kleinen Bar, vor der ich mein Auto parken konnte. Das Gehen am Wasser, der beweglichen Linie entlang, wo das Festland aufhörte und das Meer begann, entspannte mich. Die Zone, in welcher die heranrollenden Wellen den Sand unaufhörlich mit neuen Mustern bedeckten, ähnelte einer monotonen

Partitur. Wenn die Wellen zurückfluteten und ein Stück Strand freigaben, rannten graue Vögel dorthin, wie in eine Bresche hinein, so flink, dass man die Bewegungen ihrer Beine nicht sah, sie pickten Getier aus dem zerfurchten Sand, gaben seltsam piepsige Laute von sich. An langen Schnüren ließen junge Leute Drachen steigen, ich wich ihnen aus, vermied sogar den Augenkontakt. Gelenkige Frisbeespieler fischten die Scheibe aus der Luft; ich war mit Notizbuch und Recorder unterwegs, ein Fremdling.

Wenn Freunde anriefen, versicherte ich ihnen, es fehle mir an nichts, ich ließ sie sogar wissen, ich sei glücklich. Die neugierige Frage, »Eine neue Frau?«, hielt ich mit einem vielsagenden »Wer weiß!« in der Schwebe. Doch in Wahrheit lag ich allein im Bett, blieb der ersehnte musikalische Durchbruch aus, meine Sonaten drehten sich im Kreis. Das Fiepen der Wale in der San Diego Bay, die weichen Geräusche, die Pelikane im Flug mit den Flügeln machten, nichts konnte mich inspirieren. Auch die Spaziergänge im Balboa Park und durch den Zoo, den ich der frei fliegenden Papageien wegen besuchte, brachten mich nicht weiter, ebenso wenig nächtliche Fahrten in die Wüste hinaus, wo die Kojoten heulten. Das Sonatenschreiben entpuppte sich als Strafaufgabe. Aber ich hatte nun einmal den drängenden Wunsch, Klaviersonaten zu schreiben. Und wenn ich mit der Arbeit nicht weiterkam und voller Zweifel war, half mir der trotzige Wille weiter, es endlich allen zu zeigen: all den anmaßenden Kritikern, die Filmmusik verächtlich Gebrauchsmusik nannten.

Wieder einmal war ich zum Strand gefahren. Ein paar Boys spielten American Football. Sie hatten zwei Male gesetzt und übten lange Würfe. Die Sonne brannte herab, ihre Körper glänzten vor Schweiß. Das liebten die amerikanischen Männer, Werfen und Fangen. Sie streichelten den Ball, bevor sie ihn warfen, sie pressten ihn sofort an die Brust, nachdem sie ihn gefangen hatten. Beim Football ging es darum, Raum zu erobern, das Spiel, ihr Lieblingsspiel, weckte den Jagdinstinkt. Sobald einer mit dem Ball losrannte, hetzten sie ihm alle hinterher. Wie eine Meute. Und wie junge Hunde tollten sie herum. Da sprang der Ball in meiner Nähe auf und kollerte mir vor die Füße. Das große, lederne Ei. Ein Spieler lief auf mich zu, um den Ball zu holen. Sein Schatten im Sand war verzogen. Er hatte den Fehlwurf verschuldet, die anderen johlten, einer, ein rot-haariger Kerl mit kräftiger Muskulatur, der nicht tatenlos warten wollte, bis das Spiel weiterging, sprang einen Salto. Unversehens schnappte ich mir den Ball, presste ihn gegen den Körper und rannte los zum türkisfarbenen Haus. Ich wusste genau, was ich tat, und ich wusste auch, wie das Spiel ausgehen würde, und ich wusste ebenso, dass es kein Zurück mehr gab. Alles geschah schon, nahm seinen Lauf. Ich spurtete wie um mein Leben, um meine Freiheit. Die Meute verfolgte mich mit Geheul und Gelächter. Ich sollte den Ball einfach fallen lassen, aber ich konnte es nicht. Der Ball gehörte mir. Freiwillig würde ich ihn nie mehr hergeben. Ich hielt keine fünfzig Meter durch, dann hatten sie mich eingeholt. Der vorderste, der Saltospringer, hechtete nach mir, erwischte mich an der Hüfte, riss mich zu Boden. Gleich stürzten sich alle auf mich, zusammenge-

staucht lag ich unter schwitzenden Raufbolden, die Testosteron und Adrenalin ausdünsteten. Ein schnaufender, schwerer Haufen. Ich wurde gepackt, geschüttelt, bekam Stöße und Hiebe ab, zehn Arme und Hände rangen um den blödsinnigen Ball, mit dem sich dann plötzlich einer davonmachte. Alle schossen ihm hinterher. Ich blieb erschöpft liegen, drehte mich langsam auf den Rücken, stand dann ungelenkt auf, spuckte aus, kontrollierte, ob Blut oder gar ein Zahn im Speichel sei. Dann schüttelte ich den Sand aus Kleidern und Haaren und humpelte die paar Schritte bis zum Meer. Ich zog meine Kleider aus. Der große Pazifik war rau und kühl, ich schwamm mit langen Zügen hinaus. Niemand würde um mich weinen, wenn ich nicht zurückkehrte, höchstens Max Dischler um seinen Goldesel.

Der Besitzer der Bar war ein muskulöser Mann in meinem Alter. Er hatte die Vorgänge am Strand beobachtet und grinste mir breit entgegen. Eine Frau saß am Tresen, Elaine. Alles an dieser Frau schien locker und beweglich. Ich war ihr hier schon ein paar Mal begegnet und ebenso am weitläufigen Strand. Sie kam mir meistens zügig gehend entgegen, trotz ihrer schlenkernden Bewegungen so in sich versunken, dass sie nichts um sich herum wahrzunehmen schien. Ich konnte über viele Dinge mit ihr reden, über den zerwühlten Strand, das beständige Wetter und die Kunststücke der Surfer. Wenn das Gespräch persönlicher wurde, schaute Elaine bald auf die Uhr und flüchtete dann fast aus der Bar. Elaine hatte eine angenehme Stimme, beim Sprechen, als sie lachend fragte, ob das Wasser zum Schwimmen nicht zu kalt sei, wirkte sie jedoch verspannt und

klang höher als sonst. Ja, antwortete ich, aber nicht für Schweizer, zeigte die Gänsehaut auf meinen Armen, lachte ebenfalls und bestellte beim Barman ein Bier. Die Jungs haben Sie ganz schön in die Mangel genommen, bemerkte Elaine und griff mit der Hand in ihr blondiertes Haar, als müsste sie eine wilde Mähne zähmen. Die Geste gefiel mir ausnehmend. Der Barman stellte mir mein Bier hin. Gerannt sind Sie wie Peyton Manning, sagte er. Ich konnte mit dem Namen nichts anfangen, zuckte mit den Schultern. Manning ist der Superstar der San Diego Chargers, weihte er mich ein und deutete auf ein Sportmagazin, das auf dem Tresen lag. Es war nicht viel los und einen Augenblick so still, dass mich plötzlich die Besorgnis streifte, Kalifornien breche gleich vom Festland ab und rutsche in den Pazifik. Der Barman drückte mir ein anderes Magazin in die Hand. Er wandte sich einem ungeduldigen Gast zu, ich begann laut vorzulesen.

»Die Luft besteht aus winzig kleinen Molekülen. Davon kreisen endlos viele um die Welt. Bei jedem Atemzug zieht man mehr Moleküle in die Lunge ein, als sich Sandkörner auf einer Insel befinden. Wieder ausgeatmet vermischen sich die Moleküle aufs Neue mit der Luft, sie brauchen weniger als ein Jahr, um sich wieder in der ganzen Welt zu verteilen.«

Na also, sagte Elaine und verzog keine Miene, griff aber wieder mit der Hand in ihr üppiges Haar. Sie legte zwei Dollar auf den Tresen und verließ die Bar. Ich sah ihr durchs Fenster hinterher. Und als sie losfuhr, hupte sie zweimal, sie wusste, dass ich sie von der Bar aus beobachtete. Elaine führte ein kleines Hotel, Green Glove, irgendwo in der Gegend von La Mesa.

Ich nahm mein Bier und ging ins Billardzimmer. Abgestandene Luft. Hässliche Lampen hingen über dem Tisch, das Grün der Fläche war gelbstichig von ihrem Licht. Kein Partner für ein Spiel. Ich übte ein paar Stöße, ich spielte unkonzentriert, wenn der Gegner fehlte. Mir fehlten überhaupt die Menschen, ich hatte mich zu wenig um Kontakte bemüht, mich abgekapselt, ich machte Urlaub vom Leben. Als genügten mir die Sonaten. Als bräuchte ich keine Liebe. Als sei da kein Leben vor San Diego gewesen. Die Kugeln rollten über die grüne Filzfläche, trafen die Bande ungenau und verfehlten das angepeilte Ziel. Schnell verlor ich das Interesse, ging in die Bar zurück, setzte mich wieder an den Tresen. Der Barmann hatte das Magazin wieder an sich genommen und kam auf die Moleküle zurück. Er hatte ganz offensichtlich eine Botschaft: Wir atmen fortwährend Moleküle ein, die andere Menschen früher schon ein- und ausgeatmet haben, fing er wieder an. Seinem Gesicht las ich ab, dass er sich wünschte, auch ich möge nun staunen. Ich ging auf ihn ein: Moleküle, die mein verblichener Großvater schon in der Lunge hatte und auch sein Papagei, mein Großvater hielt einen mickrigen, mürrischen Papagei. Der Barmann blieb ganz ernst: Oder Peyton Manning, ihm geht die Luft ja nie aus. Ich legte das Geld für das Bier auf den Tresen. Ohne es zu beachten, rieb er nun Gläser trocken, hielt sie gegen das Licht und behauptete: Da in der Welt nichts verloren geht, sind natürlich auch die Moleküle, die schon Jesus oder Buddha ein- und ausgeatmet haben, immer noch vorhanden. Mit großer Wahrscheinlichkeit durchkämmen sie jetzt unsere Lunge. Nein, das war nicht das Gespräch, das ich suchte.

Auf der Heimfahrt bog ich dann nicht in die Hermosa Avenue ein, sondern fuhr geradeaus weiter zum Freeway und so selbstverständlich nach La Mesa, als würde ich dort von jemandem erwartet.

Dann kam der Anruf aus Zürich. Mein Freund Max Dischler fackelte nicht lange, er fragte mich, ob ich für einen Komponisten einspringen könne, der einer schlimmen Krankheit wegen ausfalle. Max Dischlers Bitte schlug wie ein Sandsack in meine seltsame Idylle.

CLASH ist gut, wir machen einen großen Film, da bin ich mir ganz sicher, behauptete Max. Ich hatte dir den Job zuerst nur deswegen nicht angeboten, weil ich deine Auszeit respektiere. Dabei bist du der einzig richtige Mann für diesen Job, sagte er. Der einzige, der jetzt in Frage kommt, CLASH zum Erfolg zu machen.

Ich legte die Hand auf die Sprechmuschel, damit Max mein Atmen nicht hörte. Ich zögerte; plötzlich glaubte ich, es sei unheimlich wichtig, nun das Gesicht zu wahren, ich hatte Angst, Max könnte ein Ja als Eingeständnis meines Scheiterns als Sonatenschreiber deuten.

Lieber Eric, sagte Max, du weißt, wie sehr ich dich bewundere ... und jetzt brauche ich dich. Ich bitte dich!

Weiter würde Max nicht gehen. Ich kannte seinen Stolz, seine Eitelkeit. Er war bereits über seinen Schatten gesprungen. Mir war allerdings auch klar, was ich an meinem Produzenten hatte, wie viel ich ihm verdankte. Er schätzte mich als einen der Besten meines Fachs und bezahlte mich

dementsprechend. Ich konnte ihn nicht hängenlassen, unmöglich. Der Produzent Max Dischler war ein ungeduldiger Mensch, eher nachtragend denn versöhnlich. Als Bittsteller tat er sich schwer, es fiel ihm leichter, Anweisungen zu erteilen.

Das Drehbuch wird dir gefallen, CLASH ist die Geschichte von zwei Frauen in den Fünfzigerjahren, blutjung, Freundinnen. Sie gehen zusammen zur Schule, in dieselbe Klasse, und verlieben sich in denselben Mann. Eine katholische Kleinstadt. Der Typ, ein Frauenschwarm, spielt Saxophon, ist der beste Sportler. Aus Freundschaft wird Rivalität. Jede Frau will die andere ausstechen. Der Typ schläft mit beiden, beide Frauen glauben, er sei treu. Doch er betrügt weiter die eine mit der anderen. Wir haben schon zwei tolle, junge Schauspielerinnen gefunden, schwärmte Max. Und zwei wunderbare ältere für die zweite Ebene, das Klassentreffen später. Die Frauen, nun fünfzig, begegnen sich dreissig Jahre danach zum ersten Mal wieder. Zwei Lebensgeschichten werden aufgefächert. Beide Frauen haben studiert. Eine hat geheiratet, Kinder bekommen, die andere nicht. Max hielt mit Erzählen inne, als wolle er eine Reaktion erzwingen. Sag endlich etwas, Eric. Ich hielt die Pause, bis er fortfuhr: Erst jetzt kommt es ans Licht. Die kinderlose Frau gesteht dann, damals abgetrieben zu haben. Dabei muss etwas schief gelaufen sein. Die Frau hat die Geschichte nie verwunden, den verpfuschten Lebensplan. Der Typ, der den Mädchen das Blaue vom Himmel versprochen hat, lebt immer noch in der Stadt, heute ein Bauunternehmer und Familienmensch, ein honoriger Mann, allerdings mit Problemen. Seiner Firma

droht eine Schadensersatzklage. Davon wissen die Frauen nichts. Sie geraten in ihrem Gespräch immer tiefer ins Fahrwasser ihrer bitteren ersten Liebe. Die eine lacht nun darüber, der Typ hat sie belogen und flachgelegt. Sie trinken zusammen Wein. Die andere lacht nicht mit, der Stachel ist geblieben, das Gift wirkt noch immer. Wir zahlen es ihm heim, schlägt die eine Frau vor. Die andere ist sofort einverstanden. Sie malen sich ihre Rache aus. Es ist spät geworden. Die Klasse zerstreut sich wieder. In einer Bar nehmen die beiden Frauen noch einen letzten Drink. Am Tresen fällt der Satz: Wir bringen den Kerl um.

Ist das ein Scherz? Wird aus der Tragödie nun eine Komödie? Max Dischler, der leidenschaftliche Produzent, machte eine Kunstpause, bevor er zur Pointe kam: Nur zwei Tage später wird die Leiche des Mannes gefunden.

Und gleich noch etwas, hängte er an, ein Postskriptum, sagte Max. CLASH spielt in der Stadt deiner Kindheit, wir haben bereits ausgezeichnetes Material, sehr schöne Aufnahmen von Bremgarten, dein Bruder, hat mich ausdrücklich gebeten, dich nun zu kontaktieren.

Mein Bruder? Wieso Benjamin?

Das Gespräch mit Max hatte mich nervös gemacht. Im Studio blätterte ich in meiner Partitur, spielte ein paar Takte. Es klang zu virtuos, hatte keine Seele. Ich drückte das Pedal nieder, ließ einen Akkord im Raum verhallen. Mir war, als nähme ich Abschied. Im Studio war Stille, im Kopf immer noch das Echo. Es wurde leiser, es hörte sich an, als hätte ich meine Sonaten auf eine Warteschleife geschickt. Das fatale Untergangsgefühl meldete sich prompt